

Lösung: Liebe

Heinrich von Kleist zum 200sten Todestag

1. Gesamtausgaben

Ich besitze keine Gesamtausgaben. Gesamtausgaben schrecken mich ab, mit Ausnahme der Gesamtausgabe der Werke von Kleist, die, hergestellt bei *Mladinska Knjiga* (vermutlich, weil es dort billiger war), in welchem Jahr, verrät die Ausgabe nicht, das Format eines großen Ziegelsteins besitzt, dergestalt dass sie, 1388 eng bedruckte und fast randlose Seiten umfassend, den Eindruck erweckt, man habe nicht nur Kosten sparen, sondern nebenbei auch die innere Bedrängnis des hier gedruckten Autors spiegeln wollen. Die Seiten sind vom vielen Lesen abgegriffen, auch der Rücken ist abgegriffen, der Name des Autors nicht mehr lesbar, der Schutzumschlag, falls das Buch je einen hatte, ist verloren gegangen. Im Deckel die kurze handschriftliche Notiz: „Felicitas Hoppe, 2.2. 1978, gekauft f.d. Schule, damit ich was in der Hand habe.“

Es muss in der elften Klasse gewesen sein, als ich einen Deutschleistungskurs über Kleist belegte. Der Lehrer, ein protestantischer Studienrat für die Fächer Deutsch und Religion, hatte eine Gesamtausgabe zur Voraussetzung für die Teilnahme am Kurs gemacht – ich entschied mich für die billigste, ich glaube, sie kostete damals 12,80 DM. Seitdem ist Kleist in meinem Besitz, besser gesagt, ich in seinem. Das Buch hat unzählige Umzüge überstanden, ein kleines Wunder, weil ich Bücher nicht sammle, sondern dazu neige, mich allzu leichtfertig von ihnen zu trennen. Dass dieses Buch immer noch bei mir ist, hat also Bedeutung. Trotz der billigen Herstellung fehlt keine Seite, die zahlreichen Bleistiftnotizen, von einer in Maßen fleißigen Schülerin an die kaum vorhandenen Ränder gequetscht, sind

auch 33 Jahre später noch immer gut lesbar. Der Text der Ausgabe, die kein Vorwort hat, nur ein winziges schlecht lesbares Nachwort, beginnt auf Seite 7, mit dem, was Kleist am wenigsten konnte, mit den Gedichten. Die ersten drei heißen *Der Höhere Friede*, *Jünglingsklage* und *Mädchenrätsel*, wovon letzteres so geht:

*Träumt er zur Erde, wen,
Sagt mir, wen meint er?
Schwillt ihm die Träne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ists, was beglückt ihn?*

Am unteren Rand der Seite findet sich der Bleistiftkommentar der jugendlichen Leserin: „Lösung des Problems: Liebe“. Und neben dem lyrischen Prolog zu seiner Zeitschrift *Phöbus*, der mit den Zeilen: *Wette hinein, o du, mit deinen flammenden Rossen* steht prosaisch am Rand: „Sehr dynamisch, typisch Kleist!“

2. Botschaften

Keine Angst, ich werde sie heute Abend nicht mit dem privaten 1388 Seiten langen Kommentarapparat einer unbedarften Gymnasiastin langweilen, der vor allem zweierlei spiegelt: den Eifer der Schülerin erstens und ein leises Aufbegehren gegen den Ordnungssinn ihres Lehrers zweitens, der Kleist offenbar ‚auf den Punkt‘ bringen wollte und uns umfangreiche Klausuren zu Themen wie: ‚Das Paradoxe bei

Kleist', ‚Kleist und das innerste Gefühl', ‚Die Kantkrise und das Unaussprechliche' schreiben ließ und uns im Unterricht dazu aufforderte, ein kleine Gerichtssitzung zu inszenieren, in der wir, eine Gruppe siebzehnjähriger Mädchen aus Niedersachsen, die nicht genau wussten, wo dieses Brandenburg liegt und wer seine Feinde sind, die jetzt Staub fressen müssen, zu einer Urteilsfindung in Sachen Kohlhaas kommen sollten.

Eine Übung, von der ich immerhin bis heute auf diversen Podien profitiere: In der ersten Runde gab ich den Kohlhaas, in der zweiten seinen Richter, in der dritten seinen Anwalt (damals meine Lieblingsrolle, ich träumte davon, Jura zu studieren), in der vierten spielte ich Martin Luther, was mir fremd war – ich bin bis heute katholisch. Zu welchen Ergebnissen wir damals kamen, welches Schicksal wir über Kohlhaas verhängten, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch an jenen Satz, den irgendein mir unbekannter Kurfürst, sich den Hut lächelnd in die Augen drückend, ausspricht und den ich damals nicht verstand, heute umso besser: *Torheit, du regierst die Welt und dein Sitz ist ein schöner weiblicher Mund!*

Vor allem aber erinnere ich mich, wenn auch unvollständig und schemenhaft, an die Schlusszene: Bevor Kohlhaas, der zweifelhafte Held, schaffottiert wird, öffnet er jene geheimnisvolle Kapsel, die an seiner Brust hängt und die einen Zettel mit einer schicksalhaften Botschaft enthält. Was auf dem Zettel steht, erfahren wir nicht, weil sein Besitzer ihn, bevor er rechtmäßig seinen Kopf verliert, schlicht und einfach verschlingt und damit nicht nur seinen Richtern, sondern auch seinen Lesern auf immer die Botschaft entzieht. Die Botschaft des Textes ist also das Entziehen der Botschaft, ein Geheimnis, das der Held für immer mit in den Tod nimmt und das die jugendliche

Leserin, mit Bleistift an den nicht vorhandenen Rand gekritzelt, mit den einfachen Worten kommentiert: „Triumph im Tode!“ Um etwas weiter unten hinzuzufügen: „Die Pferde sind allerdings wieder wohlgenährt! Ein Symbol!“

3. Symbole

Keine Novelle ohne Dingsymbol, so hatte es uns unser Lehrer anhand der so genannten Falkentheorie erklärt, die auf Boccaccios Falkennovelle zurückgeht. Aber Kohlhaasens Rappen waren für mich kein Dingsymbol, sondern der Inbegriff des wirklichen Lebens. Das Verschlingen des kleinen Textes aus der Kapsel dagegen, seine buchstäbliche Einverleibung, ist die beunruhigende Botschaft der Literatur. Denn im Gegensatz zu den Rappen, die wir jederzeit anfassen und auffüttern können, spricht die Literatur unaufhörlich von unserer Sehnsucht nach dem, was wir anfassen möchten aber tatsächlich niemals zu fassen bekommen.

Wer jung ist, begreift das mühelos, und darum ist Kleist ein Jugendautor, mein Jugendautor jedenfalls. Ach! Wie einfach es damals war, Kleist zu lesen, wie leicht sich alles fügte! Ein einziges Wort wie das *ACH* der Alkmene, mit dem Kleists *Amphitryon* endet, packt die große Geschichte der Intuition, ‚das Unausprechliche‘, diese quälende Leerstelle menschlicher Kommunikation, die nur blindes Vertrauen aufwiegen kann, in eine einzige Silbe. Wie verständlich, wie nahe liegend und wie wenig erklärungsbedürftig: dass ein Mensch aus Leidenschaft stirbt, für die Liebe, aus Rache, für die Gerechtigkeit, von mir aus für einen zerbrochenen Krug. Für mich war Kleist keineswegs paradox, sondern einfach. Und durch und durch konsequent.

Lest also Kleist, solange ihr jung seid, denn so liest man tatsächlich nur, wenn man jung ist und nicht weiß, dass man einmal älter sein wird als der Dichter selbst jemals wurde. Zu Schulzeiten war dieser Dichter siebzehn Jahre älter als ich, was mir damals ziemlich alt vorkam, ich nahm also an, er kenne das Leben. Heute dagegen, inzwischen sechzehn Jahre älter als der, der sich am Wannsee die Kugel gab, erscheint er mir wie die wilde Jugend, ein schwer verdauliches preußisches Rätsel.

So verschieben sich die Rollen zwischen Dichter und Leser, ein leiser Schmerz gerät zwischen die Seiten, der weit mehr ist als bloße Melancholie und sich wie ein Schleier über die Lektüre von damals legt, als ich noch ein gutes Gedächtnis hatte und aus dem Steggreif prahlerisch Verse zitierte, die mir am pubertierenden Herzen lagen wie diese:

*Und hättest du durchs Schlüsselloch mich mit
Dem Lebrecht aus dem Krüge trinken sehen,
Du hättest denken sollen: Ev ist brav,
Es wird sich alles ihr zum Ruhme lösen,
Und ists im Leben nicht, so ist es jenseits,
Und wenn wir auferstehn, ist auch ein Tag.*

4. Wissenschaft

Mein Seel, das dauert mir zu lange, Evchen!, ruft darauf ihr Geliebter, Ruprecht. So ging es mir auch. Weshalb ich ungeduldig ein Studium in Tübingen aufnahm, nicht Rechts-, sondern Literaturwissenschaften (was ich bis heute bereue!), wo ich einen zweiten Kurs über Kleist belegte, von dem ich längst alles zu wissen glaubte. Was also konnte

mir noch passieren? Die Sache ging aber nicht gut aus, sondern entwickelte sich dergestalt, dass ich mich plötzlich in einem Raum befand, der mir bedrohlich, fremd und dunkel erschien. Und zwar dergestalt dass der Dichter, der so mühelos meine Jugend begleitet hatte, unversehens zu einem Phantom geriet, zu einem Gegenstand der Literaturwissenschaften, zu einem Textgebirge, dergestalt düster und schroff, dass ich es nicht mehr erklimmen konnte, aber sportlich wie ich war, wollte ich es trotzdem besteigen, dergestalt dass ich, einem inneren Groll zum Trotz, einen Vortag hielt zu einem Text mit dem Titel: *Das Textbegehren des Michael Kohlhaas*.

Ein strukturalistischer Text, verfasst von einer gewissen Helga Gallas, den ich definitiv nicht verstand, nicht, weil ich ihn nicht verstehen konnte, sondern weil ich ihn nicht verstehen wollte, dabei einem inneren Widerstand folgend, vermutlich mein innerstes Gefühl, das mir deutlich sagte, dass hier von etwas die Rede sei, das weder mit dem Dichter noch mit mir das Geringste zu tun hatte. Ein Gefühl, das Germanisten der ersten Semester aller Generationen vertraut sein dürfte, die von der Höhe ihrer Liebe herab in den Abgrund der Theorie fahren sollen, um von dort aus in einen Raum vorzustoßen, den man allgemein Wissenschaft nennt. Für ein solches Unternehmen scheint Kleist als Gegenstand wie geschaffen.

Ich war es nicht, ich habe kein Talent für die Wissenschaften. Ich dachte, denke und fühle bis heute höchst deklamatorisch. Aber weil ich nicht Schauspielerin werden konnte, dazu bin ich viel zu gedankenverloren, nahm ich Abschied und wanderte aus, nach Amerika. Allerdings nicht, ohne vorher eine groß angelegte Arbeit über Kleists *Hermannschlacht* verfasst zu haben, ein Stück, das ich, keine Ahnung, warum, besonders mochte. Vielleicht, weil ich in

Hameln geboren bin, von wo aus es nicht sehr weit ist nach Detmold, wo sich das hässlichste Denkmal der Welt befindet, jener gigantische HERMANN, dem man bis unter den Helm und ins Schwert steigen kann, um von dort aus in den deutschen Wald hinunterzublicken, den ich später, dem berühmten Hermannsweg folgend, selber mehrfach bewandert habe, dabei immer noch jenes Burschenschaftslied mit dem Titel *Als die Römer frech geworden* im Ohr, das uns ein Großonkel, der Tatsache zum Trotz, dass er im Krieg seine Stimme verloren hatte, mithilfe einer Schallplatte vorzusingen pflegte.

5. Fluchten

Vielleicht waren es aber auch bloß die Namen. Ich stehe nämlich auf Namen, und irgendwie mochte ich, dass die Figuren in diesem grausamen Stück Hermann, Selgar und Dagobert heißen und dass Hermann eine Frau namens Thusnelda hat. Den Kern des Stückes begriff ich nicht, weil ich schon damals war, was ich heute noch bin: ahistorisch und slapsticksüchtig. Auf Seite 614 der oben erwähnten Gesamtausgabe findet sich eingelegt ein Kalenderblatt vom zweiten Juli 1983, auf dem handschriftlich Folgendes steht: „Geht es um absoluten Einsatzwillen, wenn H. sagt, er wolle nix Irdisches? Oder b) Fopperei oder c) metaphysisches Ausgekinke? Hallohallo! Worum geht es denn nun?“

Eine gute Note erhielt ich für meine Arbeit nicht, der ich, was mir, gemessen an meinen damaligen Möglichkeiten, heute völlig vermessen erscheint, den Titel *Kleistrezeption im Nationalsozialismus* gab. Ich hatte mich eindeutig verhoben. Die Arbeit sei interessant, aber ‚ungenau recherchiert, zu feuilletonistisch, zu polemisch‘, befand zu Recht der Professor. Damals war ich einfach beleidigt, packte die

Koffer und reiste ab. Um mich wenig später an der nordamerikanischen Westküste wiederzufinden, in Eugene/Oregon, wo man in der Abteilung ‚German Languages and Literatures‘ mit deutschen Klassikern einen befreienden Umgang pflegte: Goethe hieß Gossi, Schiller Skiller, und Kleist hieß Hinrik won Kliest.

Was Deutschland betraf – das war plötzlich weit weg, und Preussen war nichts als reine Erfindung, genau wie der Krieg. Roger Nicholls, unser Professor, wusste es allerdings besser. Trotzdem war er auf meiner Seite, als ich eine höchst unbedarfte Arbeit über *Die Familie Schroffenstein* einreichte, in der es mir darum ging, nachzuweisen, dass es sich hierbei nicht um ein Trauerspiel, sondern, glasklar, um eine Grotteske handele. Er gab mir, nachsichtig, die Note A und kommentierte das angelsächsisch wie folgt: „Well observed - Germans tend to be unvoluntarily funny“. In anderen Worten: Die Deutschen sind komisch, weil sie so ernst sind.

6. Briefe

Ich habe bis heute kein deutsches Examen, stattdessen bloß einen amerikanischen Master, den ich übrigens nicht Kleist, sondern einer Arbeit über Till Eulenspiegel verdanke. Aber weder Tills Schwänke, noch die amerikanische Leichtigkeit konnten mich von Kleist befreien. Zwei Jahre später ging ich nach Deutschland zurück, nach Berlin. Nicht aus Heimweh, sondern aus Liebe. Den Anschluss hatte ich längst verloren. Ich suchte ihn trotzdem. Unvergessen, kurz nach meiner Rückkehr, jener Gastvortrag von Helga Gallas an der FU (es gab die Verfasserin also wirklich!), in dem sie vorn an der Tafel stehend, im Handumdrehen mit weißer Kreide die Kohlhaas'schen Rappen nach x hin auflöste. Ein staunenswertes Gewirr von Formeln

und Skizzen. Ein Dejavu für mich, meine Empörung war groß: Dichtung, rief ich in die Versammlung hinein, sei nicht Mathematik! Daraufhin Gelächter. Mein Auftritt glich einem Zitat aus einem schlechten Stück, in dem ich unfreiwillig die komische Figur gab.

Komisch war ich damals tatsächlich, aber das nahm ich in Kauf, denn meine Liebe zu Kleist war zurückgekehrt, in einem hässlichen, schlecht ausgeleuchteten Hörsaal der Freien Universität zu Berlin. Ich ging nach Hause und fing an, alles noch einmal von vorn zu lesen: *Jünglingsklage* und *Mädchenrätsel*, die *Schroffensteins* und den *Zerbrochenen Krug*, *Käthchen*, *mein Mädchen*. Und alle Novellen von A-Z. Vor allem aber die Briefe, denn spätestens in Amerika hatte ich gelernt, was es heißt, lange Briefe zu schreiben und ungeduldig auf Antwort zu warten.

Inzwischen, dachte ich, wäre ich klüger geworden. Klüger vom Reisen. Heute weiß ich, was Kleist schon damals wusste und was Goethe nie zugeben würde: dass man vom Reisen nicht klüger wird, sondern bloß einsamer, dass Reisen nicht bildet, sondern Aufbruch und Flucht in einem ist, der verzweifelte Versuch, die offene Hintertür zum Paradies zu finden. Kaum einer, der rastloser reiste als Kleist, nicht nur in Gedanken, Worten und Werken, sondern mit Pferden, in Kutschen, mitten im Krieg. Spion und Flüchtling und Dichter in einem. Und immer auf Pump.

7. Geld

Aber Bücher schreiben für Geld? *O nichts davon!* Dann schon lieber *ein Feld bebauen, einen Baum pflanzen, u ein Kind zeugen. – Das nenne ich Weisheit, u keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese.* Das verstand ich sofort. Ich packte wieder die

Koffer und fuhr in die Schweiz, wo ich mich in Basel kurzfristig an einem Theater verdingte. Was dort gespielt wurde, weiß ich nicht mehr, irgendein naturalistisches russisches Stück, ich glaube, es hieß *Der Wald*, in dem Bäume allerdings nicht gepflanzt, sondern nur gefällt wurden, von innersten Gefühlen war wenig die Rede.

Eines Wochenendes fuhr ich von Basel nach Bern – zu einer alten, fast 80jährigen Dame, sie hieß Frau Rüttschi, eine entfernte Bekannte, die mir, sie hielt mich vermutlich für bildungseifrig, etwas bieten wollte und mit mir an den Thuner See fuhr. Wir bestiegen ein Schiff und schauten von dort aus zur Aare-Insel hinüber, wo das legendäre Kleisthäuschen steht, vor dem kein Feld bestellt und in dem kein Kind gezeugt wurde, sondern wo Kleist seine *Schroffensteins* zu Ende brachte, um nicht zu sagen zu Tode, dergestalt dass die Liebenden, nach vollzogenem Kleidertausch, von ihren jeweils eigenen Vätern umgebracht werden. Alles in allem ein trauriges Missverständnis und ein Schluss, der, wie man sich gerne erzählt, den Autor beim Vortrag vor Freunden auf fast hysterische Weise zum Lachen brachte. Liest man den Text, man glaubt es sofort. Er gleicht einem absurd grotesken Kostümfest, das Johann, der uneheliche Sohn von Rupert, folgendermaßen kommentiert:

Seid nicht böse.

Papa hat es nicht gern getan, Papa

Wird es nicht mehr tun. Seid nicht böse.

Am Rand die mit einem Fragezeichen versehene Bleistiftnotiz der jugendlichen Leserin: „Ironie?“

Von Ironie keine Spur. Natürlich hat es Papa nicht gern getan! Er musste es tun. Und er hat es immer wieder getan, er tut's ja bis heute! Kleists Familien sind Ordnungsmaschinen und Schlangengruben, lauter Leichen im Keller. Ständig wird hier verworfen, verstoßen, verurteilt und gründlich vernichtet, wofür Frau Rüttschi wenig Verständnis zeigte. Es war offenkundig, dass sie Kleist nicht mochte, sie hielt es mit Goethe: nichts als Überspanntheit und Selbstzerstörung, sagte sie, mangelnde Höflichkeit, keine Neutralität, kein bisschen Sinn für die klassische goldene Mitte. Und so gar kein Geschäftssinn, dabei ist doch bekannt, dass das Paradies nicht verschlossen ist (sie deutete auf den idyllischen See), sondern einfach bloß teuer und dass man dafür eben arbeiten muss. Bettelbriefe kann jeder schreiben. Dichter wissen bekanntlich besonders gut, wie das geht, geniale Erpresser: *Ich bitte Gott um den Tod und dich um Geld!* (...) *Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.*

8. Rittergold

Ich sehe uns noch auf dem Ausflugsschiff sitzen, mir gegenüber die alte Dame, zwischen uns ein Teller mit Würstchen und zwei Gläser, gefüllt mit einem Getränk, das *Rittergold* hieß. Während ich trank und Würstchen aß, hielt ich ein flammendes Plädoyer für die Kunst und den Freitod, wobei ich mich in Gefühlen statt in Argumenten verlor: Kleist habe schließlich gestottert, und das nicht nur in Geldangelegenheiten.

Der vielleicht sprachmächtigste deutsche Dichter ein Stotterer? Nur ein scheinbares Paradox. Wer zu lesen versteht, vor allem, wer selber zu schreiben versucht und genau weiß, dass Schreiben Schwerstarbeit ist, erkennt sofort, dass hier einer schreibt, der sich vor nichts mehr

fürchtet als davor, beim Sprechen und Schreiben plötzlich ins Stocken zu geraten, um am Ende womöglich ganz zu verstummen. Weshalb seine Sprache in Gedanken, Worten und Werken unaufhaltsam nach vorne stürmt, ein Textgebirge, das kaum Absätze kennt, jeder Nebensatz jagt einen nächsten, der Schreibende selbst ein Marathonläufer, ein Virtuose der Not, von lauter Gedankenstrichen flankiert, die auch keine Zeit für Gedanken lassen, sondern nichts sind als ein hastiges Atemholen zwischen den Zeilen, das dem Leser keinen Augenblick Ruhe gönnt.

Kein Wunder, dass aus Kleist nie ein Lyriker wurde: Lyrik betrachtet, hält inne, lässt Zeit. Kleist dagegen hatte es eilig. Kein Stillstand, keine Meditation, sondern ständige Verfertigung von Gedanken im Reden, im so drängenden wie dringenden Schreiben, mit dem er immer wieder von vorne begann. Und immer VORAN. Ein schreibend galoppierender Reiter und Ritter, der nur eine einzige Gangart kennt. An Trab oder Schritt ist gar nicht zu denken.

Apropos Ritter: wahrscheinlich bin ich bis heute deshalb in Kleist verliebt, weil es hier so viele Ritter gibt, von denen einige sogar gut sind, dergestalt dass sich wenigstens hin und wieder, allen Grausamkeiten zum Trotz, zum Schluss doch noch alles märchenhaft löst, als könnte die Welt noch in Ordnung sein oder doch wenigstens wieder in Ordnung kommen. Ein Irrtum, was sonst, oder, besser gesagt, ein Mädchenrätsel: *Käthchen, mein Mädchen!*

9. Frauen

Heute spreche ich gern über das, was mir damals eher peinlich war, über meine Liebe zu Märchen, meine sentimentale Ritterliebe, während mir damals alles ironisch, grotesk war. Ich suchte Abstand zu

einem Dichter, dessen Leben und Werk mich zutiefst bedrohten. Schließlich hielt ich mich für eine moderne Frau, die weder Jungfrau noch Mädchen sein wollte, ein Käthchen schon gar nicht, das seine Gedanken nicht beim Reden verfertigt, sondern, wie so viele Frauen bei Kleist, völlig bewusstlos: in Ohnmacht, im Schlaf, im Traum, im Gebüsch, im Vorübergehen. Was romantisch, also nicht politisch war und ständig von jenem Verdacht begleitet, der alle Figuren von Kleist begleitet, nicht nur die Frauen, sondern genauso die Männer: dass wir alle in einem Irrtum leben, allem voran, was den idyllischen Thuner See betrifft.

Aber was hat es wirklich auf sich mit den Frauen von Kleist? Mit Käthchen und Evchen, mit seiner Marquise von O., mit seiner Alkmene, mit der bissigen Penthesilea, die *sank weil sie zu stolz und kräftig blühte!* Und was mit der Verlobten Wilhelmine von Zenge, die Heinrich mit Denksportaufgaben traktierte: *Frage. Eine Frau, die achtungswürdig ist, ist darum noch nicht interessant. Wodurch erwirbt und erhält sich nun wohl eine Frau das Interesse ihres Mannes?* Und was ist mit seiner Schwester Ulrike, die er mit einem *Lebensplan* quälte, den ich bis heute auch nicht habe, und der er bescheinigte, ein Wesen zu sein, *das weder Mann noch Weib ist, u gleichsam wie eine Amphibie zwischen zwei Gattungen schwankt.* Und was, um endlich zum Ende zu kommen, mit der legendären Henriette von Vogel?

Allerdings hilft uns die Frauenfrage nicht weiter. Sie führt zu rein gar nichts, weil sie den Kern der Sache nicht trifft. Denn Kleist ist, allem voran, nichts als ein Rollenspieler: jeder könnte hier jede sein, jede jeder, er oder sie, womöglich es, ein dritter, ein drittes, das unerwartet wieder ein anderes ist. Eine Amphibie womöglich, ein

seltsames Tier, halb Mann und halb Frau, die Frau ein Mann, der Mann eine Jungfrau, die Jungfrau ein Ritter und der Ritter sein Pferd, das mehr weiß als der, der im Sattel sitzt oder wenigstens glaubt, im Sattel zu sitzen.

10. Johanna

Es ist kein Zufall, dass ich bis heute davon träume, es wäre Heinrich von Kleist gewesen und nicht Friedrich Schiller, der das größte deutsche Stück über Jeanne d'Arc geschrieben hätte. *Johanna*, hätte das Stück geheißen, ein großes historisches Ritterschauspiel, natürlich ohne ‚heilig‘ im Titel, Penthesilea und Käthchen in einer Person. Johanna, die radikalste von allen, diese Kriegerin Gottes, hätte Kleist womöglich von allem befreit, was ihn zeitlebens umtrieb, weil sie, 365 Jahre vor ihm, schon sehr genau wusste, wie das Rollenspiel geht, denn (und hier zitiere ich Hoppe, nicht Kleist!): *Sie hatte Sinn für die Szene, Hang zum Theater, Talent für die Pose, das so genannte Naturtalent. Liebe, Verehrung und Charisma. (...). Aber kein bisschen Tugend, von Bescheidenheit gar nicht zu reden. (...) Und wie leuchtet die Jungfrau hinter der Fahne! Weder Ritter noch Knappe, weder Klerus noch Adel, nicht Mann und nicht Frau. Ein Kind unterm Helm der Vermessenheit, das Ziel unserer Wünsche, zwischen Gipfel und Abgrund, auf der Mitte der Leiter, von der wir nicht wissen, wohin sie uns führt. Aber das Kind unterm Helm der Vermessenheit, so scheint es mir heute, heißt gar nicht Johanna, sondern Heinrich.*

11. Unsterblichkeit

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!, stand, in einen verwitterten Stein geritzt, noch bis vor wenigen Wochen auf dem

Kleistgrab am Kleinen Wannsee, das ich seit meinem Umzug von Eugene/Oregon nach Berlin im Winter 1986 regelmäßig mit jenen meiner zahlreichen Gäste besuche, die ich für bildungseifrig halte und denen ich gern etwas bieten möchte. Die Tour ist immer dieselbe. Raus an den Wannsee, ein Schiff besteigen, bei Würsten und Fassbrause Blick auf den See, danach der Weg hinunter zum Grab, an dessen Eingang sich einmal eine Hinweistafel mit einer Aufschrift befand, die ich, weil sie kürzlich verschwunden ist (vermutlich dem Jubiläum zum Opfer gefallen), hier nur noch aus dem Gedächtnis zitiere: *Hier ruht der Dichter. Schone also auch du, Wanderer, die Natur, die ihn hier liebend umfängt.*

Einen Papierkorb zum Schutz der Natur findet der Wanderer hier allerdings nicht, was aber nichts macht, denn die Geschichte selbst ist schneller erzählt als ein Taschentuch Zeit braucht, um zu Boden zu fallen, ich kann Kleists Selbstmord seit Jahren auswendig. Und ich erzähle ihn mit Erfolg, ich bin, wie gesagt, deklamatorisch veranlagt: November 1811, magisches strahlendes Selbstmörderwetter (fast so schön wie 2011), Abschiedsbriefe zum Fürchten, ein Picknick mit weniger Kaffee als Wein, zwei Schüsse und ein verstörter Wirt. Ich habe sie aller Welt erzählt, diese Geschichte, Eltern, Neffen, Freunden und Zugereisten, unermüdlich immer wieder von vorn. Vor 10 Jahren sogar zwei BBC- Journalisten, die nach Berlin gekommen waren, um deutsche Gegenwartsauteoren nach ihren Vorbildern zu befragen.

Aber Kleist ist kein Vorbild, man ahmt ihn nicht nach, man träumt nur davon, sich von ihm zu befreien, wohl wissend, dass das unmöglich ist. Noch heute erinnere ich mich daran, wie plötzlich, wir saßen noch in der S-Bahn, ein Gewitter aufzog, und wie wir unter Blitzen und Donnern zum Kleistgrab eilen, weil die Engländer, weil

sie nun mal Engländer sind und also keinen Respekt vor Unwettern kennen, beim besten Willen nicht umkehren wollen, während ich, mir den Rucksack über den Kopf haltend und Verse aus dem Homburg zitierend (schließlich will ich mir keine Blöße geben), gleichfalls unverdrossen nach vorne laufe.

Ein Nebensatz jagt den nächsten, eindeutig ein sehr schlechtes Englisch, ich bin und bleibe dem deutschen Satzbau verpflichtet. Trotzdem spreche ich atemlos weiter, davon, dass ich keine Lust auf Vorbilder habe und dass ich seit Jahren damit beschäftigt bin, endlich ein leichter Autor zu werden, der weder Tod noch Gewitter braucht, um sich weltweit Gehör zu verschaffen.

12. Musik

Apropos Gehör. Was ich den Engländern damals verschwieg: dass Heinrich von Kleist Klarinette spielte, mein allerliebstes Blasinstrument! Er soll sogar, wird berichtet, *kleinere Tänze* komponiert haben, was das Kinderherz einer Autorin, die aus der Rattenfängerstadt Hameln kommt, wo in einem sommerlichen Freilichttheater ein als Rattenfänger kostümierter amerikanischer Klarinettist sein Geld regelmäßig damit verdient, Kinder und Ratten in ein Land zu entführen, in dem jeder sein darf, wovon er träumt, nicht nur begeistert, sondern auch tröstet. Denn die Musik, wie Kleist sehr genau wusste, ist die schönste und größte Kunst von allen, weil sie uns auf immer vom Sprechen befreit.

Was also bleibt mir zu wünschen übrig? Allem voran keine Reden mehr! Stattdessen eine kleine Berliner Blaskapelle, die, bestehend aus zwei bis drei Mann oder Frauen, darunter ich mit der Klarinette, am 21sten November 2011, also nächsten Montag hinaus an den See

fährt, um vor dem frisch restaurierten Grab, das heute einen ganz anderen Text trägt, von dem hier nicht die Rede sein soll, nichts als ein kleines Lied spielt, von mir aus einen der kleinen Tänze, die Kleist angeblich im Harz komponierte. *Ein Traum, was sonst*, wie schon Homburg wusste.

Wenn es nach mir ginge, aber es geht nicht nach mir, und das ist auch gut so, denn ich bin ahistorisch und slapsticksüchtig und suche immer noch nach dem komischen Kleist, der beherzt nach Amerika ausgereist wäre, so hätte ich in den Stein des größten deutschen Dichters aller Zeiten ritzen lassen, was der Dichter selbst, unter *Stammbuchblätter und Widmungen* (in meiner Gesamtausgabe auf Seite 1373 nachzulesen), Wilhelmine von Kleist als *Dein treuer und aufrichtiger Bruder und Freund Heinrich v. Kleist* von oben links nach schräg unten rechts ins Gästebuch schrieb:

ICH WILL HINEIN UND MUSS HINEIN, UND SOLLTS AUCH IN DER QUERE SEIN.

Darunter, mit Bleistift an den Rand gequetscht, der Kommentar seiner Schülerin: **Lösung: Liebe.**

Felicitas Hoppe/ für Theater Bonn/ 11.2011